

Vorwort des Autors

Die in diesem Band enthaltenen wissenschaftlichen, populärwissenschaftlichen und essayistischen Texte entstammen meinen Veröffentlichungen der letzten 30 Jahre. Sie betreffen die Geschehnisse des Universitätsstandortes Frankfurt an der Oder–Ślubice. Von anderen retrospektiven Veröffentlichungen, die in letzter Zeit anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Viadrina erschienen sind, unterscheiden sie sich darin, dass sie Beobachtungen aus den gesamten 30 Jahren beinhalten – von der Wiedervereinigung Deutschlands bis zum Beginn des dritten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts – und dass diese Beobachtungen nicht nur das Universitätsmilieu betreffen, sondern auch sein soziales Umfeld.

Darüber hinaus hebt sich dieses Buch von anderen dadurch ab, dass es sehr persönliche Überlegungen enthält, wie sich der grenzüberschreitende Hochschulstandort in Zukunft entwickeln könnte. Diese Träume reichen weit in die Zukunft – bis in einen Zeitraum von 30 bis 50 Jahren, denn wenn wir in einer Zeit des Umbruchs leben, sollten wir gerade in diesem Zeitraum träumen.

Und selbstverständlich unterscheiden sich die Texte auch dadurch, dass sie von einem Polen stammen. Hat das irgendeine Bedeutung? Kann oder soll die Nationalität bei der Beschreibung sozialer Phänomene eine Rolle spielen? Das ist ein weites Feld für eine Diskussion. Aber ich möchte an dieser Stelle keine solche eröffnen. Daher lassen Sie es mich so formulieren: Während die 30 Jahre Viadrina betreffenden Beobachtungen von der überwiegenden Mehrheit der Autoren aus der Perspektive einer Person verfasst wurden, die in einem Ballon 100 Meter über dem Gebäude der Viadrina schwebt, stammen meine Beobachtungen von einer Person, die 100 Meter über dem Gebäude des Collegium Polonicum in Ślubice befindet.

Das Collegium Polonicum ist gemäß einem Regierungsabkommen zwischen der Republik Polen und dem Land Brandenburg eine gemeinsame Einrichtung der Europa-Universität Viadrina (EUV) in Frankfurt (Oder) und der Adam-Mickiewicz-Universität (AMU) in Poznań. Es befindet sich in einem modernen, imposanten Gebäude, das 1998 fertiggestellt wurde und im selben Jahr den „Oscar“ der polnischen Architektur erhielt. Das Gebäude liegt direkt an der Grenzbrücke in Ślubice. Von seiner Aussichtsplattform aus kann man das Panorama Frankfurts, die Flussbiegung der Oder und die Grenzbrücke bewundern. Diese symbolische Lage spielte schon immer eine große Rolle in der Geschichte der Einrichtung: die Grenze, die die Universitäten trennt, und die Nähe, die Brücke, die verbindet und gleichzeitig

auf spektakuläre Weise die Trennungen zeigt, der Strom der Menschen und der Autoverkehr, die manchmal heftig zunehmen und manchmal zum Erliegen kommen, sowie der ruhige, ewige Lauf des Flusses – all dies inspirierte Wissenschaftler und Kulturschaffende zu Aktivitäten, die an anderen Staatsgrenzen selten unternommen wurden.

Auch im Collegium Polonicum selbst geschahen und geschehen ungewöhnliche Dinge. Hier wurde versucht, zwei Universitätsstrukturen, zwei Hochschulsysteme und zwei Kulturen zu einem funktionalen Ganzen zu verbinden. Darüber hinaus beherbergt das Gebäude fünf Nichtregierungsorganisationen, eine Sekundarschule (Liceum), die unter der Schirmherrschaft der AMU steht, und es ist Schauplatz zahlreicher Konferenzen, Tagungen, Ausstellungen und Konzerte.

All dies ist ein Experiment, das dem sich vereinigenden Europa angemessen ist. Ob es erfolgreich ist, ist Gegenstand des vorliegenden Buches. Aber – wie ein konfuzianisches Sprichwort sagt: Nicht das Ziel ist wichtig, sondern der Weg.

Krzysztof Wojciechowski

1 Die Anfänge

Die Jahre 1990–2021 stehen für eine ganze Epoche in der Geschichte Mitteleuropas. Um eine Epoche zu beurteilen, muss man ihren Anfang mit ihrem Ende vergleichen. Die Texte in diesem Kapitel sollen diesen Anfang beschreiben. Obwohl sie zu unterschiedlichen Zeiten verfasst wurden, zeigen sie, wie stark die Realität vor 30 Jahren von der heutigen abwich, wie sehr sich die Beziehungen verändert haben und welch enormer Fortschritt in dieser Zeit erreicht wurde. Sie zeigen auch, welche Träume damals gehegt wurden. Und nur diese sehr persönlichen Vergleiche können uns bewusst machen, was tatsächlich erreicht wurde. Viele Gäste aus aller Welt, die an Universitäten an verschiedenen Grenzen tätig sind, besuchen unseren Standort und betonen, dass hier – verglichen mit dem, was in ihren Ländern in den letzten 30 Jahren entstanden ist – ein echtes Wunder geschehen ist.

Als die Lubuska Organizacja Pracodawców (Arbeitgeberverband der Woiwodschaft Lebus) in Gorzów Wielkopolski eine Konferenz veranstaltete, um das Ausmaß der Veränderungen in Europa in den letzten 30 Jahren – insbesondere im Hinblick auf die wirtschaftliche Zusammenarbeit und die allgemeinen Entwicklungen im polnisch-deutschen Grenzraum – bewusst zu machen, wurde ich gebeten, den einleitenden Vortrag zu halten. Ich entschloss mich, einen möglichst umfassenden Überblick über die Ereignisse und Prozesse der vergangenen drei Jahrzehnte zu geben und diesen mit persönlichen Erfahrungen zu verbinden. Denn alle Anwesenden hatten auf ihre Weise miterlebt, wie sehr die Veränderungen, die mit dem Fall der Berliner Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands ihren Anfang nahmen, ihr Leben geprägt hatten. Im Rahmen einer thematisch fokussierten Konferenz ist es jedoch oft schwierig, diesen persönlichen Aspekt angemessen zur Sprache zu bringen – deshalb habe ich diese Aufgabe übernommen.

Der folgende Text zeigt den Hintergrund der Entstehung eines universitären, grenzüberschreitenden Standortes und versucht, das Ausmaß der Veränderungen, die sich im Leben dieser Region Europas vollzogen haben, zu veranschaulichen.¹

¹ Krzysztof Wojciechowski: Einige Gedanken darüber, wie alles angefangen hatte ... In: Transformation 30. Hrsg. von Józef T. Finster. Gorzów Wielkopolski: Lubuska Organizacja Pracodawców w Gorzowie Wielkopolskim 2020/2021, S. 79–97.

Zufälligerweise verbrachte ich das letzte Juniwochenende des Vereinigungsjahrs 1990 in Berlin-Buch, dem nordöstlichsten, inmitten von Wäldern und Feldern, schon außerhalb des Berliner Rings gelegenen Ortsteil des Bezirks Pankow. Kein anderer Ort in der Hauptstadt der DDR war so weit vom Zentrum entfernt. Am Samstagmorgen ging ich mit meiner Frau zur HO-Kaufhalle hinüber, aber viel zu kaufen gab es dort nicht mehr. Wir ergatterten noch ein Brot, das uns die Verkäuferin aus einem Kasten über die Ladentheke reichte, und etwas Zucker in einer angerissenen Tüte, die einsam auf einem ansonsten leeren Regal stand. Im Laden gab es noch ein bisschen Marmelade und Essig. Ein solches Angebot war uns aus den Jahren des Kriegs Zustands in Polen gut bekannt. Andere Kunden beschwerten sich: „Watt soll dit? Hier jibts schon ja' nischt mehr!“, woraufhin die Verkäuferin zu beruhigen versuchte: „Neue Ware kommt nächste Woche rein.“ Meine Frau und ich, die wir die 1980er Jahre in Polen verbracht hatten, wussten, wie das aussehen wird. Die DDR lag in ihren letzten Zügen, zum 1. Juli trat die Währungsunion in Kraft. Und bevor sich die Regale der Kaufhalle wieder füllen würden, konnten Wochen, wenn nicht Monate ins Land ziehen ...

Am Abend öffnete ich vor dem Zubettgehen nochmals die Fenster des Schlafzimmers, war der sommerliche Abend doch schön warm. Herrlich duftende Sommerluft und Vogelgesang erfüllten das Zimmer. Aber auch so ein seltsam lautes brummendes Geräusch machte sich breit, als ob jemand plötzlich vor dem Fenster eine Trafostation oder Pumpen in Betrieb genommen hätte. Obwohl – dieses Geräusch war mit nichts vergleichbar, was ich so kannte. Es erhob sich aus der Ferne, aus mehreren Quellen, von denen die eine mehrere hundert Meter, andere nur einige wenige Meter entfernt gelegen sein mochten – wie ein ihren Kasten unversehens verlassender Bienenschwarm, oder setzte er gerade zur Landung an sein neues Heim an? Zugleich war dieses Brummen derart laut und intensiv, als ob jede einzelne der Königin folgende Drohne über eine Tonne wog. Ein Schauer lief mir über den Rücken. „Hörst du das auch?“, fragte mich meine Frau. „Was mag das sein? Truppenübungen?“ „Wohl kaum“, zweifelte ich. „Da müsste ja eine ganze Armee ausgerückt sein. Obwohl – das klingt fast so, als ob sich da eine riesige Front nähern würde.“

Am Montagmorgen lüftete sich das Geheimnis. Ich ging wieder hinüber, um Brot einzukaufen, und traute meinen Augen nicht. Die seit Wochen leer stehende, triste HO-Kaufhalle mit ihrem typischen DDR-Alltagscharme war voll mit Westwaren bestückt worden. Die vollbeladenen Lkws (die da so gebrummt und eifrig gesummt hatten, es mussten tausende auf den Berliner Straßen gewesen sein) hatten den gesamten Sonntag und die Nacht zum Montag über 50 Sorten Schokolade, 10 Sorten Waschmittel, Coca-Cola, Fanta und Sprite, Milch aus dem Westen und französischen, holländischen und Schweizer Käse herbeigeschafft. Und wie das alles herrlich duftete! Und die Farbenpracht erst! Nur das Brot war noch das alte. In nur einer Nacht hatte der ach so mächtige Kapitalismus die sozialistische Planwirtschaft ohne einen einzigen Schuss aus der Kanone besiegt. Ach nein – das Brot hielt noch tapfer die Stellung.

Später konnte ich dem Aufeinandertreffen von alter und neuer Realität 80 Kilometer östlich von Berlin an der deutsch-polnischen Grenze beiwohnen. Hier an dieser Grenze war die Lage ungleich komplizierter als auf innerdeutschem Terrain. Dies allein war schon eine enorme Herausforderung. Die Treuhand, die soziale Flankierung des Einigungsprozesses, der Ausverkauf der besten Wirtschaft des Ostblocks, die Notwendigkeit, Infrastruktur für den neuen, eigentlich alten, aber nunmehr gesamten Staat zu errichten, und nicht zuletzt die Transformationskriminalität waren es, mit denen nur wenige Staaten, die sich ab dato im Transformationsprozess befanden, zu-

recht kamen. Die Bundesrepublik hatte sich, meiner Meinung nach, wenn nicht eine Eins, dann zumindest eine Zwei plus redlich verdient.

Aber die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Mittelost- und Osteuropa, darunter mit Polen, war etwas völlig anderes. Faktoren, die über die Grenze hinweg miteinander verbanden, gab es nur sehr wenige. Dafür aber existierten Faktoren, die trennten und Unterschiede deutlich hervorhoben, ungleich viele. Ein westlich geprägtes, kapitalistisches Polen, das bewährte Muster auf seine Gesellschaft hätte übertragen können, gab es nicht. Mechanismen, wie der Transformationsprozess zu gestalten wäre, mussten sich die Polen selbst ausdenken und umsetzen. Der polnische Kapitalismus war anfangs wild, wie von der Kette gelassen, und respektierte überhaupt keine Regeln. Er strebte nach Partnerschaften und Kapital, hielt aber keine Standards ein, nicht einmal die elementarsten. Ich erinnere mich noch gut daran, welch riesiges Problem damals die kulturellen Unterschiede bei der Verständigung untereinander darstellten. Um eine Zusammenarbeit aufzunehmen, schrieben die Deutschen nämlich Briefe. Auf die aber blickten die Polen höchst erstaunt: Noch gar keine Zusammenarbeit mit uns aufgenommen und schon wollen die sich mit diesen langen Briefen gegen irgendwas absichern? Und so legten sie die Briefe gleich beiseite. „Wenn die zusammenarbeiten wollen, dann sollen die sich wie normale Menschen benehmen: herkommen, mit uns reden oder wenigstens mal anrufen!“ Und die Deutschen riefen ja auch an – aber bei mir. „Mir wurde ein Geschäftspartner in Polen empfohlen, ich habe auch schon einen Brief geschrieben, aber bis heute keine Antwort erhalten. Wurde er festgenommen? Ist er verstorben? Könnten Sie sich mal erkundigen?“ Ich schätze, dass acht von zehn Versuchen, Kontakt zu einem potentiellen Geschäftspartner aufzunehmen, aus rein kulturellen Gründen scheiterten.

Es gab auch tiefergehende Unterschiede, nennen wir sie mal „der mentalen Art“. Die Theorie der interkulturellen Kommunikation bescheinigt den Deutschen ein stark ausgeprägtes Bedürfnis nach Sicherheit, also eine Abneigung, Risiken einzugehen, und im Gegenzug dafür ein Bedürfnis danach, die Bedingungen und Voraussetzungen gemeinsam ergriffener Maßnahmen langfristig zu regeln und zu sichern. In den 1990er Jahren sah ich dies alltäglich unter Beweis gestellt. Auf deutscher Seite sprachen alle von wirtschaftlicher Zusammenarbeit, aber man konnte es sich einfach nicht vorstellen, polnische Arbeitnehmer auf deutschem Hoheitsgebiet zuzulassen. Als ich auf einer der unzähligen Versammlungen davon erzählte, dass ich in Österreich an der Grenze zu Ungarn ein neues, florierendes Kongresszentrum besucht hatte, in dem nur die Eigentümer und die Hauptbuchhalterin Österreicher waren und die gesamte Belegschaft, von den Servicekräften bis hin zum Pianisten in der Bar, aus Ungarn stammten, herrschte im gesamten Saal verlegene Stille, als hätte man kurz den Sauerstoff aus dem Raum gezogen. Nach einer Weile kehrte jemand wieder zum Thema zurück: „Also, wie wir ja bereits ausgeführt hatten, ist es für eine effektive Ausgestaltung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit notwendig, Fördermittel bereitzustellen, also Subventionen, Subventionen und nochmals Subventionen!“ Die Angst vor billiger polnischer Arbeitskraft (Dumpinglöhne!) und vor der Konkurrenz des polnischen Mittelstands auf eigenem Hoheitsgebiet, der „Frankfurter Brötchenkrieg“ (Frankfurter Kunden protestierten vor einem Bäckerladen, wo in Polen gebackene Brötchen verkauft wurden), der berüchtigte Hatz auf illegal Beschäftigte, all jene so leidenschaftlich und ausdauernd ausgetragenen Kämpfe, als hätte man gerade nichts Besseres zu tun, hielten gut 15 Jahre lang an. Die Ostdeutschen wollten (oder konnten) ihren Wohlstandskuchen mit den Polen nicht teilen, und es wäre ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen, dass man diesen Kuchen gemeinsam hätte so groß backen können, dass alle was davon haben.

Ähnliche Ängste gab es aber auch auf polnischer Seite, z. B. die historisch bedingte Furcht vor einem Ausverkauf von Grund und Boden, was dazu führte, dass sich die deutschen oder niederländischen Landwirte sogenannter Strohänner bedienten oder zum Schein Gesellschaften gründeten. Es gab noch eine andere, sehr tief sitzende Angst, und zwar die vor dem wohlhabenden, welt- und redegewandten Deutschen, der daherkommt, Märchen erzählt und das Blaue vom Himmel verspricht, um den Geschäftspartner danach nur ausnutzen, wie eine Zitrone auszuquetschen und zudem noch das ganze Blut auszusaugen. Was habe ich nicht alles an Beschwerden der Deutschen gehört, man hätte mit den Polen alles ausführlich besprochen, die hätten zu allem ihr Okay gegeben, und später dann, ohne einen ersichtlichen Grund, die Sache nach Gorzów, Poznań oder ganz nach oben nach Warszawa weitergegeben.

Es gab auch objektive Gründe: zuallererst die Staus an den Grenzübergängen. Wie soll man denn die grenzüberschreitende Zusammenarbeit entwickeln, wenn der Lkw, der, egal von welchem Geschäftspartner auch immer, Teile anliefern sollte, auf einer Tour sowohl hin als auch zurück selbst am kleinsten Grenzübergang gleich zweimal acht Stunden warten musste? An den Autobahngrenzübergängen waren es gern auch mal zwei bis drei Tage ... Diese Lkws. Eigentlich ein guter Moment, um eine große Klammer zwischen diesen Tagen des Pioniergeists und der Gegenwart zu spannen. Wenn ich heute die A12 zwischen Frankfurt (Oder) und Berlin nehme und all die Lkws – es müssen alltäglich gut und gern hunderte, wenn nicht über tausend sein, die die Grenze überqueren – wie Perlen an einer Schnur gereiht sehe, dann schüttelte ich nur ungläubig den Kopf. Die Deutschen, die noch in den 1990er Jahren, und sogar bis zum EU-Beitritt Polens, nur sehr vorsichtig, man möchte fast sagen misstrauisch in Polen investierten und bei den ausländischen Investoren noch hinter den Franzosen, US-Amerikanern, Italienern und Niederländern zurücklagen, sind heute zum wichtigsten Handelspartner aufgestiegen. Schätzungen zufolge hängen inzwischen 30–40 Prozent der polnischen Wirtschaft direkt oder indirekt mit Deutschland zusammen. Gegenüber dieser Entwicklung sind die Märchen aus Tausendundeiner Nacht nur langweiliger Smalltalk.

Aber kehren wir zurück zu den Anfängen. Der 1991 eingeführte visafreie Verkehr öffnete zwar die Grenze zwischen Polen und Deutschland, aber eigentlich blieb doch alles beim Alten. Es gab Zollgrenzen, Personen und Pässe wurden kontrolliert. An den Grenzen bildeten sich schier endlose Schlangen von Lkws, deren Waren verzollt werden mussten, und schier endlose Schlangen von Pkws, deren Passagiere es gleich viermal, auf deutscher und auf polnischer Seite, zu kontrollieren galt. Auch die Schlangen der Fußgänger, die die Grenze überqueren wollten, war bis zu mehrere hundert Meter lang. Und auch sie sollten viermal kontrolliert werden. Die Fiktion, es würde sich bei allen, die die Grenze überquerten, um Touristen handeln, die Museen, Kirchen und Schlösser besuchen wollten, gab den Grenzbeamten dies- und jenseits nur ein schwaches Instrument in die Hand, einen wahren Wirtschaftstsunami auch nur ansatzweise im Zaum halten zu können. Viele Polen drängten nach Deutschland, um dort schwarz zu arbeiten, preiswert einzukaufen und leider auch zu stehlen und zu schmuggeln. Seriöse Untersuchungen gehen davon aus, dass in den 1990er Jahren entlang der deutsch-polnischen Grenze ca. 40.000 Zigaretten schmuggler agierten. Die Deutschen wiederum kamen nach Polen, um hier billig zu tanken sowie billige Zigaretten und Lebensmittel zu kaufen. An einem Wochenende überquerten etwa 20.000 „Touristen“ die Stadtbrücke zwischen Frankfurt (Oder) und Słubice und ein jeder von ihnen gab in Polen – wiederum seriösen Untersuchungen zufolge – 53 D-Mark aus. Allein an diesem Grenzübergang wurde die polnische Volkswirtschaft jedes

Wochenende demzufolge um 1 Million D-Mark (und im Jahr um 50 Millionen D-Mark) „reicher“, und die deutsche Volkswirtschaft um Steuermindereinnahmen (vorwiegend Tabak- und Alkoholsteuer) in Höhe von mindestens 200.000 D-Mark (binnen eines Jahres machte das 10 Millionen D-Mark) „ärmer“. Die deutschen Zollbeamten begaben sich indessen in einen aussichtslosen Kampf um jeden Kofferraum und jede Manteltasche, und die polnischen Zollbeamten forderten dazu auf, jene 50 D-Mark vorzuzeigen, die laut Gesetz von jedem Tagestouristen verlangt wurden.

Wollte man die Gepflogenheiten jener Jahre an der deutsch-polnischen Grenze sozialpsychologisch fassen, so käme man zu dem Ergebnis, dass, je stärker die Kontakte auf die Befriedigung elementarer materieller Bedürfnisse gerichtet waren, desto weniger die übergreifenden Strukturen (die Verwaltung, die Kommunalpolitik und das Bildungswesen) zur Kooperation bereit waren. Diese Bereitschaft war erst im Entstehen begriffen. Und eines der ersten Dinge, die hier im Entstehen begriffen waren, war die Universität.

Der grenzüberschreitende Standort

Nach der Wiedervereinigung verfügte Brandenburg kaum über eine nennenswerte Hochschullandschaft. Von Wert waren eigentlich nur die Pädagogische Hochschule in Potsdam und die Hochschule für Bauwesen in Cottbus. Ansonsten existierten vor allem Überreste der Bezirksparteischulen, Bildungsstätten ehemaliger DDR-Verbände sowie sogenannte höhere Lehranstalten und Fachschulen. Was wirklich von Bedeutung für den Hochschulbereich war, hatte in der Hauptstadt Berlin seinen Standort. Um das wiedergegründete Land Profil zu verleihen, beschloss die Landesregierung, eine Universität in Frankfurt (Oder) zu gründen und sie „europäisch“ zu nennen („Europa“ war damals das Schlüsselwort, um allen und allem hinter dem einstigen Eisernen Vorhang den Weg in die Zukunft zu bereiten), um die freundschaftlichen Beziehungen zum nächstgelegenen Nachbarn zu unterstreichen. Der damalige Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg Hinrich Enderlein erzählte mir, er habe einen der Staatssekretäre, einen Wessi, nach Frankfurt (Oder) beordert, um den Standort zu erkunden. Des Staatssekretärs Diagnose lautete: „Überall, nur nicht dort. Die Stadt ist grau und düster, nur Plattensiedlungen. Nach Einbruch der Dämmerung werden die Bürgersteige hochgeklappt. Jenseits der Brücke ein heruntergekommenes polnisches Kaff. Der Gesichtsausdruck der Passanten lässt nicht erkennen, dass um die Universität herum eine höhere geistige Aura auch nur ansatzweise entstehen könnte.“ Jemand anderes entdeckte aber, dass es in der Stadt von 1506 bis 1811 die erste Universität Brandenburgs gegeben hatte, deren Fakultäten dann zwischen der Universität zu Berlin und der Universität Breslau aufgeteilt worden waren. Da sei es doch eine Sünde, nicht an diese schöne Tradition anzuknüpfen. Die zweite Argumentation machte das Rennen, und so wurde 1991 die Europa-Universität Viadrina gegründet. Das Mitglied des Gründungssenats Waldemar Pfeiffer, Germanist an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań, schlug daraufhin vor, in Stubice – sozusagen – eine Botschaft der Viadrina zu errichten, die er Collegium Polonicum taufte. Ursprünglich sollte es sich um ein kleines Gebäude mit einem Hörsaal, zwei Büroräumen und einer Wohnung für Gastprofessorinnen und Professoren handeln. Die Idee fiel auf fruchtbaren Boden und wurde von der polnischen Regierung und dem Senat der Adam-Mickiewicz-Universität unterstützt. 1993 wurde ein Architekturwettbewerb veranstaltet. Kurz darauf setzte die polnische Regierung das umfangreichste Investitionsvorhaben des polnischen Hochschulwesens in den 1990er Jahren um und errichtete das hoch-

moderne Gebäude des Collegium Polonicum (mit 20.000 Quadratmetern Nutzfläche) samt Studentensiedlung. Das Gebäude wurde mit dem Titel „Gebäudes des Jahres 1998“, also dem polnischen „Architektur-Oscar“, geehrt.

So wurde dann einer der ersten und in dieser frühen Phase des Transformationsprozesses sogar ergiebigste Kanal geöffnet, mit dem nicht nur ihre materiellen Bedürfnisse befriedigende „Einkaufstouristen“ in die Region kamen, sondern eben auch ambitionierte Menschen und ihre Gedanken. Man mag meinen, dass diese ambitionierten Menschen und ihre ambitionierten Gedanken keine schmucken Gebäude benötigen, um sich zwischen ihnen über die Grenze(n) hinweg zu bewegen. Dennoch – im Jahre 1991 wurde in Frankfurt (Oder) auf Initiative von Klaus Baldauf der Verein Frankfurter Brücke gegründet, der es sich zum Ziel setzte, die Annäherung zwischen Polen und Deutschen im Rahmen von Begegnungen sowie der Entwicklung und Umsetzung unterschiedlichster Initiativen und Projekte zu fördern. Bis 2004, als sich der Verein auflöste, waren unter den insgesamt 35 Vereinsmitgliedern nur 2 Polen aktiv. Einer von ihnen war Józef Finster aus Gorzów. Zur selben Zeit gab es bei den in Stubice tätigen Vereinen ein einziges Mitglied aus Deutschland, Willi Przybylski. Er hatte zahlreiche Regionalhistoriker zu seinem Projekt „Deutsch-Polnische Geschichte“ eingeladen und wurde gegen Ende der 1990er Jahre von einer in Gorzów erscheinenden Zeitung zum „Menschen des Jahres“ gewählt. Im Laufe der Zeit kamen immer mehr dieser „Pioniere der deutsch-polnischen Zusammenarbeit“ in der hiesigen Grenzregion hinzu.

Der in Gorzów tätige Arbeitgeberverband nahm Kontakt zum Unternehmerverband Berlin-Brandenburg e. V. und dem unter seinem Dach tätigen Berufsbildungswerk der Wirtschaft in Berlin und Brandenburg (bbw) auf. Gemeinsam begannen sie 1992 damit, eine Seminarreihe für Führungskräfte anzubieten, mit Themenschwerpunkten im Bereich Controlling und Marketing. Dies bildete zugleich den Ausgangspunkt einer systematischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit in der Grenzregion. Zunächst also sollten polnische Arbeitgeber an Unternehmensführung und management unter den Bedingungen der kapitalistischen Marktwirtschaft herangeführt werden. Die Schulungsreihe wurde aus den eigens bereitgestellten EU-Hilfsfonds finanziert, die Referenten kamen aus dem schon ehemaligen West-Berlin. Ein nächster Schritt war die Gründung der Deutsch-Polnischen Bildungstiftung der Wirtschaft (DPBW). Neben dem bbw und dem Arbeitgeberverband Gorzów war auch der Arbeitgeberverband des Lebusener Landes hieran beteiligt. Ihr erster Präsident wurde Klaus-Dieter Teufel, Ryszard Barański war stellvertretender Stiftungsvorsitzender.

In Warschau gewann indessen die nach 45 Jahren wiedergegründete Konföderation der Polnischen Arbeitgeber an Bedeutung. 1992 erzielte sie mit den Verhandlungen und der Verabschiedung des „Pakts über die in Umwandlung befindlichen öffentlichen Unternehmen“ einen ersten Achtungserfolg. Der polnische Arbeitgeber, der sein Handwerk noch im Sozialismus erlernt hatte, wenn er auf der Strecke Warschau-Berlin BHs oder auf der Strecke zwischen Budapest und Krakau Schuhe schmuggelte, begann sich nun von der Pike auf die Regeln der Marktwirtschaft, des eigenen Landes, des deutschen Markts und auch die allgemeinen Regeln anzueignen. Im Jahre 1994 entstand die Deutsch-Polnische Wirtschaftsförderungsgesellschaft S. A., die auch in Gorzów einen Sitz unterhielt. In Frankfurt (Oder) wurde die Deutsch-Polnische Wirtschaftsentwicklungsgesellschaft mbH (DePoWi) gegründet, dessen Geschäftsführer Reinhard Petzold war. Mit ihrer Geschäftstätigkeit bohrte die DePoWi erste dicke Bretter, so dass erste Impulse für ein Zusammenwachsen der Wirtschaft beiderseits der Grenze gesetzt werden konnten.

Der wahre Strom aber, mit dem der Integrationsprozess in der Grenzregion an Fahrt gewann, ging von der Universität und dem Collegium Polonicum aus. Gegen Ende der 1990er Jahre studierten etwa tausend Polen an der Viadrina. Am Collegium Polonicum, welches formell bereits 1991 zu existieren begann, das seine Pforten im neuen Gebäude aber erst 1998 öffnete, studierten die ersten Deutschen und Europäer aus Westeuropa. Erste ausländische Studierende zogen in die Studentenheime von Stubice ein. Der kleine Grenzverkehr zwischen Universität und Collegium wurde so intensiv, dass die Passkontrollen den Lehrbetrieb behinderten. Die Grenzbeamten auf beiden Seiten einigten sich darauf, Studierenden und Dozenten das Passieren der Grenze ohne Wartezeit zu erlauben, sie mussten nur ihren Studenten- bzw. Dienstausweis vorzeigen. Genervt zerrten auf ihre Abfertigung Wartende die vorbeiziehenden Studierenden an ihren Ärmeln. So begann man 1998 zu überlegen, ob man nicht eigens eine abgesperrte Spur über die ganze Brücke hinweg mit beiderseitigen Schranken einrichten sollte, die auf einen magnetischen Sensor im Studenten- oder Dienstausweis reagieren sollten. Diskussion, Planung und Geldbeschaffung nahmen vier Jahre in Anspruch. Als man dann endlich mit dem Bau beginnen wollte, bemerkte man, dass Polen jeden Augenblick EU-Mitglied werden und die Errichtung einer eigenen Spur für Privilegierte in einem PR-Desaster enden würde.

Die Universität war aber nicht nur ein Ort studentischer Kommunikation. Ihre eigentliche Errungenschaft bestand darin, unsichtbare Grenzen in den Köpfen der Menschen der Region verschwinden zu lassen, und jenen, die den gegenseitigen Austausch vorantrieben, das Gefühl zu vermitteln, auch auf der anderen Seite der Brücke noch immer bei sich zu Hause zu sein. Indessen erschwerte jenes Bei-sich-zu-Hause-Sein es (welch Wunder!) einerseits, die Verwaltungsangelegenheiten der Universität auch weiterhin wie gewohnt zu regeln, brachten die Neuankömmlinge doch ihre eigenen Verhaltensweisen und damit auch Erwartungen mit. Diese Erwartungen waren nur schwer zu erfüllen. Und es hätte sie gar nicht gegeben, wenn Mitarbeiter und Studierende nur 50 Kilometer weitergezogen wären. Auf der anderen Seite erleichterte es die Nähe enorm, Kontakte zu schließen. In den Universitätsgebäuden wurden Kooperationen zwischen Polizei, Zoll- und Grenzschutzbehörden, Kultureinrichtungen und Vereinen geschlossen. Politiker waren zu Gast ebenso wie Vertreter aus Kultur und Wirtschaft. Noch zu Beginn der 1990er Jahre wandten sich viele geschäftstüchtige Polen an die Universität, dass diese auf der Suche nach Geschäftspartnern in Deutschland unterstützte. Auch ich war, damals noch Leiter des Akademischen Auslandsamtes der Viadrina, mit solchen Bitten konfrontiert. Die seltsamste kam von einem Mann aus der Nähe von Lublin, der davon berichtete, er betreibe eine Kompostwurmzucht, die auch floriere. Er habe jedoch ein kleines Problem: Die Kompostwürmer vermehrten sich, er finde aber keine Abnehmer in Polen. Auf die Frage, wofür sich denn jene Würmer eigneten, sagte er: „Für sehr viele Sachen, z. B. auch dafür, um sie gemixt als Shake oder Cocktail zu trinken.“ Der Anstand gebot es, ihm die Adresse eines Verbands der Lebensmittelwirtschaft herauszusuchen, was sich später als goldrichtig erweisen sollte. Etwa zwei Jahre später, auf einer Konferenz materialisierte sich nämlich eben jener Anrufer aus dem Nichts und dankte mir überschwänglich für die Hilfe bei der Aufnahme der mittlerweile guten Zusammenarbeit. Stolz berichtete er, dass er eben gerade wieder 1 Tonne Kompostwürmer nach Deutschland exportiert habe.

Als Polen im Dezember 2007 dem Schengener Abkommen beitrug, war das der Ritterschlag des Integrationsprozesses und zugleich der Auftakt zur Herausbildung einer – sozusagen – neuen Identität der Grenzregion. Alle Institutionen, Organisationen,

Vereine, Interessengruppen, die auf grenzüberschreitende Partnerschaften setzten, hatten es mit dieser Grenze aufnehmen und sich an ihr abarbeiten müssen. Alles, was man in der Zusammenarbeit mit einem deutschen oder polnischen Partner bislang getan hatte, war zugleich darauf gerichtet gewesen, diese Grenze zu überwinden, sie zu beseitigen, zu besiegen, die Folgen zu mindern, unsichtbar zu machen. Und plötzlich, da war sie in ihrem trivialsten und dem Anschein nach wesentlichsten Erscheinungsbild – also als Ort, an dem man auf- und angehalten wird und eine Weiterreise keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist – einfach verschwunden! Keine Schlagbäume mehr, keine Grenzbeamten, keine endlosen Schlangen, keine einzige Seele mehr hier ... Wahnsinn.

Und dann kam ein Gefühl auf, das wohl jeder über eine gewisse Zeit lang hatte. Neben der Freude herrschte Ungläubigkeit: Kann das so bleiben? Ist das normal? Wird das nun für immer sein, bis in alle Ewigkeit? Und schließlich diese beunruhigende Frage, die immer lauter wurde: Und was machen wir dann eigentlich noch hier?

Jene Frage und der Prozess, der zu ihr geführt hatte, schlug sich bei Studierenden und Hochschuldozenten stark nieder, obgleich das überraschende Ereignis an sich unspektakulär und schmerzlos war, sich auch hinzog, aber dennoch großen Schaden anrichtete. Die Öffnung der Grenzen wie auch die vorangegangene Abschaffung der Zollbarrieren und die Gewährleistung der vier Grundfreiheiten des europäischen Binnenmarkts ließen bei den jungen Polen letztendlich das Bewusstsein aufkommen, dass auch sie Europäer sind. Einst war die Viadrina zunächst die einzige, später dann eine der wenigen Universitäten in Westeuropa gewesen, an der sie gebührenfrei und unter angenehmen Bedingungen hatten studieren können. Und nun standen ihnen auf einmal 400 andere westeuropäische Hochschulen offen, die dieselben Bedingungen boten, unter anderem Oxford, Cambridge, die Sorbonne. Die Zahl der polnischen Studierenden an der Viadrina begann dramatisch zu sinken. Auch am Collegium Polonicum wollten immer weniger studieren, ebenso nahm das Interesse bei den Deutschen und anderen Westeuropäern ab, weil Polen eben kein „exotisches“ Land mehr war. Die ältere Generation der Professorenschaft verabschiedete sich in den Ruhestand – jene erste Generation, die im Alter von 40–50 Jahren zum Lehrstuhlinhaber berufen worden war. Sie war in der Überzeugung aufgewachsen, dass ein anständiger Deutscher Schuld gegenüber Menschen jüdischer Herkunft, Polen und Russen empfinden müsse und dass er zumindest ein kleines Stück Wiedergutmachung leisten könne, wenn man Kontakte mit Polen pflegt und fördert. An ihre Stelle traten neue Mittvierziger, die also in den 1970er Jahren geboren waren und für die Kontakte in die USA oder zu China, mindestens aber zu Lateinamerika wichtig waren, aber zu Polen ... na ja, halt ein normales Land, nichts Besonderes...

So wurde es allmählich etwas unangenehm. Die Überwindung von Grenzen wurde zu so etwas wie einer Jacke mit Schulterpolstern, alles längst aus der Mode gekommen, Auch das Motto „Verbrüderung“ wurde lächerlich: Wie soll man sich mit seinem Nachbarn verbrüdern, den man schon über 25 Jahre lang kennt? Auch die deutsch-polnische Aussöhnung verlor jegliches Flair, drangen doch aus der Tiefe des Landes Stimmen hier an die Grenze, man solle anstelle einer Verbrüderung und Aussöhnung mit den Deutschen lieber mal Reparationen einfordern.

Die Geschichte machte indessen ein Schritt nach vorn. Nach Ostbrandenburg kehrten nun immer häufiger jene zurück, die ihre Heimat nach der Wiedervereinigung verlassen hatten, und trafen auf eine vollkommen andere Atmosphäre. Und nach Polen kamen immer mehr Ukrainer und verkündeten: „Bei euch herrschen Kultur, Wohlstand und Demokratie.“ Etwas später kamen auch nach Frankfurt (Oder)